

**ANDREAS VARNAI**

**VENISTI, VIDISTI, AVDISTI  
GEKOMMEN BIST DU, GESEHEN HAST DU, GEHÖRT HAST DU**

**MEINE RUMÄNISCHEN JAHRE**

**Teil 2**

**BUKAREST**

# Kapitel I

## Architekturstudent in Bukarest



Mutter hat sich damit abgefunden, dass ich das warme elterliche Nest verlasse, aber dafür gesorgt, dass ich weich lande. Joska Cova, Arturs Schwiegersohn, dem ich meine kommunistische Überzeugung verdankte, hat seine illegale Parteimitgliedschaft vergoldet und Karriere gemacht. Er ist in eine neue Wohnung, in die vornehmste Villengegend von Bukarest gezogen, die seiner neuen Position entsprach und groß genug war, mich als Untermieter aufzunehmen. Ich wohnte dort mit Vollpension, Vater zahlte gut und Joskas Karriere war noch nicht so gefestigt, dass er auf dieses Geld hätte, leichten Herzens, verzichten können.

Die Architekturschule war eine eigene, in sich geschlossene Welt. Man sprach nicht von einer Universität oder Hochschule, es war schlicht und einfach die Schule oder die Fakultät. Und so war sie auch, eine intime, geschlossene Gemeinschaft, mit eigenen Regeln und eigenen Ritualen, wahrscheinlich alle nach Pariser Muster geartet. In Paris gehörte die Faculté d'Architecture zur École Supérieure des Beaux Arts, und dieses Flair des Künstlerischen hat man in Bukarest auch kultiviert. Man war nicht irgendjemand, man war ein Herr Architekt in spe, und diesen Titel musste man mit harter Arbeit und Unterwerfung an verrückten Inszenierungen verdienen. Die Studenten des ersten Jahrgangs (in Rumänien war das Studium nach Jahrgängen und nicht nach Semestern gegliedert) waren praktisch rechtlos und den älteren Untertan. Sie hießen „Boboc“ - Entenküken, führten eine Art Sklavenleben, und konnten von den Älteren, jederzeit zu Fronarbeit am Reisbrett herangezogen werden. Trotzdem empfand man diese Schuferei nicht als Bürde, sondern als Auszeichnung, als Ehre, man war stolz darauf, auserwählt zu sein. Auf der Schule herrschte ein Initialisierungsritual besonderer Art. Die „Boboc“ wurden bemalt. Die Art der Bemalung hing von der Laune der Ausführenden, oder manchmal nur vom Zufall ab. Einige, ich auch, kamen mit wenigen Pinselstrichen im Gesicht davon, andere mussten ihr Hemd ausziehen und wurden am ganzen Oberkörper bemalt, und die auserwählten wurden ganz ausgezogen und fantasievoll am ganzen Körper zum Pharao oder Seeräuber oder Raubritter stilisiert. Derjenige, der sich widersetzte, wurde mehrmals, manchmal monatelang, täglich bemalt.

Der Haupteingang ins Gebäude war groß, breit, monumental, über eine breit angelegte Treppe zu erreichen. Dieser Eingang war nur für die Professoren offen, die Studenten benutzten den unauffälligen, nur für geübte Augen sichtbaren Nebeneingang. Hinter dem Eingang befand sich

ein weiß getünchtes quadratisches Treppenhaus mit einer, an der Wand entlang angeordneter vierläufiger Treppe, die alle fünf Geschosse des Hauses erschloss. Irgendwann, lange vor meiner Zeit, hatte jemand, mit geschickter Hand und kreativer Fantasie angefangen, im Eingangsbereich eine Blume an die Treppenhauswand zu malen. Im Laufe der Zeit wurde diese Blume von Generationen von Studentenhänden ergänzt und wuchs, und wuchs bis ins letzte Geschoss hinauf. Aus der Blume wurde ein Riesengewächs, mit vielen Haupt- und Nebenzweigen, in allen Farben des Regenbogens. Obwohl versteckt im Studententreppenhaus, wegen der mageren Beleuchtung schlecht sichtbar, war diese eigenartige Blume das eigentliche Wahrzeichen der Architekturschule. Das andere Wahrzeichen, eine neue Erfahrung für mich, dessen Benutzung ich mit viel Müh und Not mir selbst beigebracht habe, das „Türkische W.C.“. Es waren Toiletten mit Wasserspülung, mit zwei großen Fußabdrücken in einem gusseisernen Becken, für Stehen oder Hocken gedacht, wo man rechtzeitig mit viel Geschicklichkeit zur Seite springen musste, wenn man die Spülung betätigte und der Flut, die losbrach, entgehen wollte.

Meine Kommilitonen waren mir fremd, ich verstand ihre Welt nicht. Die meisten stammten aus Bukarest, besuchten die gleichen Gymnasien, kannten sich noch aus der Schulzeit. Ich kannte niemanden. In ihren Augen war ich ein Sonderling, ein Provinzler, in ihren Ohren klang mein Rumänisch holprig, fehlerhaft. In Bukarest sprach man anders rumänisch als bei uns, schneller, fließender, mit einem reicheren und blumigeren Wortschatz. Auch die Aussprache war anders, die breite Diktion des Siebenbürger Dialektes, der den ungarischen Einfluss verrät, klang nicht durch. Die Architekturschule hatte zusätzlich ihr eigenes Idiom, eine freche, jugendliche, fantasiereiche Sprache. Alles was hinter den Karpaten lag, von ihnen mit dem Sammelbegriff Siebenbürgen bezeichnet, war kindisch, naiv, provinziell. Abends, als ich nach Hause kam und müde in mein Bett fiel, verwünschte ich oft die Stunde, in der ich mich entschlossen habe in Bukarest zu studieren. Und trotzdem, als das Jahr zu Ende ging, war ich einer von ihnen, wurde ein richtiger Architekturstudent, mit allen erforderlichen Allüren und dem entsprechenden Vokabular.

Mein erster Freund war selbstverständlich der einzige Ungar aus Siebenbürgen, ein Junge aus Arad, mit Vornamen Jenő (Eugen), mit Nachnamen Ujj (Finger). Er hieß aber Zsiga, niemand wusste warum. Mit der Zeit gewann ich andere Freunde und Freundinnen dazu, ohne vorher etwas über sie gewusst zu haben, außer der Tatsache, dass wir uns gegenseitig sympathisch fanden. Erst später stellte es sich heraus, dass sie mit wenigen Ausnahmen Juden waren. Damals lernte ich zum ersten Mal, zu meiner größten Bewunderung, Juden kennen, die kein ungarisch sprachen.

Bei der vielen Arbeit, bei der Vollbeschäftigung, fand ich Zeit, jeden Tag einen Brief an Gerda zu schreiben. Ich dachte, ich wäre noch immer verliebt.

In den Winterferien fuhr ich endlich nach Hause. Ende Dezember war bitterkalt, Schnee lag überall. Die Züge waren voll, ich schaffte es nicht mich in den Wagen hineinzudrängen und musste mich mit einem Platz auf der Außentreppe begnügen. Zurückbleiben wollte ich nicht, ich hätte es keinen Tag länger ausgehalten und so fuhr ich festgeklammert mit einer Hand am Geländer, in der anderen mit meinem großen und schweren Koffer, im eisigen Fahrtwind, eine Stunde lang bis zur nächsten Station. Dann erst wurde im Flur ein Stehplatz frei.

In den Ferien sind wir zum Skilaufen, mit einer großen Gesellschaft, in die Berge gefahren. Dieser Berg hieß Semenik und hatte auf dem Gipfel eine Hütte, genau wie der Berg auf den wir damals, als der Krieg aufhörte, geflohen sind; diesmal gehörte sogar ein rudimentärer Sessellift dazu. Von Skilaufen hatten wir alle keine Ahnung, vor dem Krieg waren wir noch zu jung um es zu lernen, während des Krieges war Juden Sport verwehrt. Meine Skier waren altmodisch, lang und schwer, aus Hickoryholz, die Stöcke aus Bambus waren so lang wie ich selbst. Zu meinem Glück wusste ich nicht, wie ich damit aussah.

Nachdem wir alle zusammen einen feucht – fröhlichen Sylvester gefeiert haben, musste ich am nächsten Morgen nach Hause fahren, der Unterricht fing früher an. Ich fuhr alleine, die Gruppe ist noch eine Weile oben geblieben. In Reschitza, die erste Stadt am Fuße des Berges, wo ich morgens, nach der durchzechten Nacht, mit brummendem Kopf ankam, wehten überall rote Fahnen, hingen große Transparente: Der König hat abgedankt, Rumänien war frei, es lebe die Volksrepublik. Das war das Ende des einzigen kommunistischen Königreichs in Europa.

Anschließend fuhr ich wieder nach Bukarest. Die Bahnfahrten waren abenteuerlich. Die Entfernung betrug über fünfhundert Kilometer, die Fahrtzeit mit dem D-Zug über elf Stunden. Die Züge waren immer voll, aber am Anfang und am Ende der Ferien herrschte ein besonderes Gedränge. Wir saßen – wenn wir saßen – acht Personen in einem Abteil, dicht aufeinandergedrängt, wildfremde Menschen, die aber, wenn die Nacht einbrach und die Lichter ausgingen, sich aufeinander lehnten, die Köpfe auf fremden Schultern ruhend, mit verzerrten Gesichtern und schnarchendem Munde eine unfeine Dünne ausbreitende Solidargemeinschaft bildeten, als ob sie sich schon immer kannten. Die meisten konnten schlafen, sie schliefen tief, laut, selbstvergessen, man sah, sie waren routinierte Bahnfahrer. Manchmal saß ich im Großraumwagen. Da fehlte zwar die Intimität der Abteilgemeinschaften, es ging auch etwas lauter zu, die Luft war aber weniger stickig, das Atmen fiel einigermaßen leichter. Es kamen die unterschiedlichsten Menschen zusammen, da sah man, wie groß und vielschichtig Rumänien eigentlich war. Am Anfang führte man meistens Gespräche, man erzählte sich Intimitäten, aus dem eigenen oder aus dem Leben tatsächlicher oder erfundener Bekannter. Spätestens nach zwei Stunden hörte auch der letzte Gesprächsfetzen auf, die Nacht brach mit seinem gnädigen, alles verschleiernnden blauen Licht herein und die Leute verwandelten sich in schlafende, übel riechende Scheintote. Diese scheinbare Intimität der Reisegemeinschaften, die manchmal, wenn junge Frauen und Männer zufällig unter der schützenden Decke der dunkelblauen Beleuchtung aufeinandertrafen, sogar noch engere körperliche Bindungen heraufbeschwor, löste sich beim anbrechenden Morgen wieder auf. Man kümmerte sich um die Morgentoilette, man wurde geschäftig in Erwartung des hereinbrechenden Tages in der Hauptstadt. Der Zug rollte in den Nordbahnhof von Bukarest ein, und jeder ging seinen eigenen Weg, ohne seinen Schicksalspartner aus der vergangenen Nacht nur eines einzigen Blickes zu würdigen. Wir waren müde, wir waren dreckig, dafür sorgte schon die Ruß spuckende Lokomotive. Irgendwann, im Laufe der nächsten Jahre, hat man sie auf den Hauptlinien, mit Dieselloks ausgetauscht. Mit der Müdigkeit hatte ich keine besonderen Probleme, ich wurde gerade achtzehn, in dem Alter hält der Körper des Menschen alles, sogar kleine Wunder aus. Außerdem waren anfänglich meine Reisen nach den Ferien ein gesellschaftliches Ereignis in engerem Kreis. Anstatt ins Kino oder in die Konditorei zu gehen, haben sie mich zum Bahnhof begleitet. Alle waren da, Gerda, Mutter,

György, Freunde, Freundinnen, die ganze Welt. Sie kamen eigentlich gar nicht meinetwegen, es war nur eine Abwechslung im Programm. Mir tat es aber gut, ich zerrte aus der Erinnerung während der ganzen Fahrt.

Das Leben in Bukarest lief nach festgesetzten Regeln, morgens Vorlesungen, nachmittags und abends Atelier. Morgens kam ich meistens mit Joska, der dank seiner Position, über einen Dienstwagen mit Fahrer verfügte und mich mitnahm. So stieg ich jeden Tag vor der Schule aus einem nagelneuen schwarzen Buick aus, und hoffte, dafür von jedem beneidet zu sein. Sonst fuhr ich mit dem Bus. Frühstück und Mittag - wenn die Arbeit es zuließ - aß ich zu Hause, Vater zahlte für Vollpension. Abends kam ich meistens sehr spät, das Essen stand bereit auf dem Küchentisch für mich.

Das Studium war hart. Es bestand aus zwei Teilen – aus einem mehr und einem weniger wichtigen. Wichtig war das Zeichnen, das Entwerfen am Reiskbrett. Weniger wichtig waren die theoretischen Fächer, die Vorlesungen. Der Aufbau des Studienplans spiegelte die Bedeutungslosigkeit der Studienanfänger– im ersten Jahr übte man nur Architekturzeichnen, das eigentliche Entwerfen fing erst im zweiten Jahr an. Der erste Jahrgang hatte seinen eigenen Zeichensaal, ab dem Zweiten wurde man unter auf die verschiedenen Zeichensäle verteilt. Die Zeichensäle hießen, nach französischem Vorbild, Ateliers. Die Vorlesungen fanden täglich von acht bis eins statt. Das Atelier hatte kein geregeltes Programm, man verbrachte so viel Zeit wie nötig, um mit der Arbeit rechtzeitig fertig zu werden. Das hieß praktisch von drei Uhr nachmittags bis spät in die Nacht, meistens bis elf – zwölf. Vormittags hatten wir zusätzlich noch Freihandzeichnen mit Kohlestift und Modellieren in Ton, nach langweiligen, klassischen Gipsmodellen. Das ging ein ganzes Jahr lang so, ich hatte keine Freizeit mehr, ich habe alles aufgegeben, was für mich in meinem früheren Leben Bedeutung hatte, wie Sport, Klavier, Lesen, Sprachen. Dieser Verzicht war endgültig, die Wendungen meines späteren Lebens ließen einen Neuanfang nicht zu.

Der Zeichensaal war eine Schinderei. Wir malten Tag für Tag alte griechische und römische Architekturorden, ursprünglich gezeichnet von Vignola, einem bekannten Architekten der Renaissance, neu gezeichnet auf Einzelblätter für unsere Zwecke, im XIX Jahrhundert, von einem Herrn Esquié, Architekt und Topograf in Paris. Die gedruckten Vorbilder waren wie scharf gestochen, und diese Qualität verlangte Herr Lupu, unser Professor, auch von uns. Die erforderliche Qualität konnten die meisten, mich inbegriffen, nicht bringen, so quälte uns Lupu, entweder, bis er sein Ziel erreichte, oder uns aufgab. Das ergab praktisch acht-neun Stunden Zeichenarbeit am Tag bzw. Nacht, bis die Sicht trüb wurde und die Knie zitterten. Im Zeichensaal – Atelier – herrschte Gedränge. Wir saßen achtzig Leute dicht nebeneinander, die Luft war stickig, der Professor ging zwischen den Reihen auf und ab, und wenn er bei jemandem stehen blieb, um sich eine Zeichnung näher anzusehen, sagte er meistens – „Schmeißen sie das weg und fangen sie von vorne an“. Er erklärte nie etwas, entweder wusste man, wie man es zu machen hat oder man wusste es nicht. In diesem Fall schaute man beim Nachbarn ab. Wenn ich am späten Abend aus lauter Müdigkeit nicht mehr weiter konnte, oder von der schlechten Luft Kopfschmerzen bekam und heimgehen wollte, sagte er nur: „Gehen sie für eine halbe Stunde spazieren, das tut gut, danach können sie weiterarbeiten.“ Dann, gegen Mitternacht konnte man heimgehen, Lupu war für diesen einen Tag zufriedengestellt. Manchmal konnten wir von der Müdigkeit nicht

schlafen und verbrachten noch einige Stunden in einer Kneipe, trinkend, rauchend, diskutierend. Die Vorlesungen am Vormittag dienten eher der Erholung, man döste vor sich hin in Erwartung der kommenden Anstrengungen bei Lupu. In diesem Gedränge, wo der Zigarettenrauch die schon trübe Luft in einen dichten, milchigen Nebel verwandelte, saß unmittelbar hinter mich ein Mädchen, hübsch, kräftig, gesund, meine erste Bekanntschaft in diesem wildfremden Dschungel. Unser Verhältnis war sozusagen unkonventionell - sie nutzte jede Gelegenheit, ihre überlegene körperliche Stärke mir gegenüber, in Ringkämpfen zu beweisen, in denen ich immer den kürzeren zog. Ich dagegen versuchte es auf der lyrischen Art und rezitierte ihr ungarische Gedichte, weil ich sie so schön fand. Sie verstand zwar kein Wort, fand aber gefallen an mein Bemühen und sagte, sie mag mich. Mit solchen kleinen Versuchen beschrift ich den mühsamen Weg der Assimilation.

Wir lernten nicht viel und verstanden haben wir noch weniger, wegen der Müdigkeit, die in unseren Knochen steckte. Es existierte aber ein Aberglaube, der jedem Architekten innewohnte, dass ganz zum Schluss, am Stichtag, egal wie sehr er sich mit seiner Arbeit im Verzug geraten war, ein Wunder geschieht und er seine Arbeit irgendwie fertigbekommt. Unser Stichtage waren die Prüfungen und wir wussten, wir werden sie schon schaffen. Irgendwie.

Und doch, die Zeit bei Lupu war nicht verschwendet. Die mit viel Akribie gezeichneten Details, die Kunstfertigkeit in Handhabung der klassischen Architekturelemente, die Führung einer Eierleiste über die Gebäudeecke und die Leichtigkeit im Umgang mit Triglyphen und Metopen, die Entasis einer griechischen Säule, die Eleganz mit der man den Übergang von graden Formen zu leichten Biegungen löst, das Verständnis für den Geist des griechischen Erbes in der Architektur, den Sinn für Harmonie und Symmetrie, mussten alle mit viel Geduld und Kunstfertigkeit gelernt werden, damit man das Gefühl für Zusammenhänge, für Relationen und Proportionen, für das Schöne, bekommt. So hat sich, ganz unbemerkt, unser Geschmack entwickelt, so haben wir gelernt das Gute vom Talmi zu unterscheiden. Es gibt bestimmt auch andere Methoden, womöglich einfachere und modernere, die zum selben Ziel führen, uns stand aber nur diese eine zur Verfügung.

Ich hatte es anfänglich schwer mich in die neue Umgebung einzuleben. Bukarest war groß, laut, orientalistisch. Mein Eindruck war, hier haben sie es alle sehr eilig und rennen wie die Irren, am Ende aber verspäten sie sich alle; es wird überall gestritten und lauthals geschrien, aber zu einer richtigen Schlägerei kommt es nie. Die Busse waren voll, die Straßenbahnen auch, Ölsardinen mussten sich in ihrer Dose so fühlen, wie ich in der Straßenbahn. Das große Gedränge hinderte die Leute aber nicht daran, sich jedes Mal zu kreuzigen, wenn die Straßenbahn an einer Kirche vorbei fuhr. Und deren gab es in dieser Stadt sehr viele. Ich hatte ständig den Eindruck, ich werde übers Ohr gehauen, aber wenn es tatsächlich geschah, merkte ich es nicht. Sogar der Busschaffner hat mich bei der Ausgabe des Wechselgeldes betrogen.

Im Laufe des Jahres fing ich an Bukarest, kennenzulernen. Anfänglich hatte ich noch kein Gefühl für diese Stadt, dazu war sie mir allzu fremd und die dort verbrachte Zeit zu kurz. Hier war alles anders – die Essgewohnheiten, die zwischenmenschlichen Kontakte. Die exuberante Offenherzigkeit fand ich abstoßend, da ich wusste, es steckt eigentlich nichts dahinter. Die Menschen waren grundsätzlich unzuverlässig und machten auch kein Hehl daraus. Im Gegenteil,

ich mit meiner Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit galt als Spießler und naiv. Andererseits bin ich nirgendwo so vielen künstlerisch begabten Menschen begegnet wie hier. Wenn es nur darum ging, aus ein Fetzen Stoff mit paar Nadelstichen einen hübschen Rock über Nacht zu fabrizieren, daran waren die Mädchen aus Bukarest unnachahmlich. Man war jung, chic, flott, weltgewandt.

In ihrem Äußeren spiegelte die Stadt den Charakter ihrer Bewohner wieder. Sie war lebendig, schnelllebig, steckte voller Widersprüche. Bezeichnend für den Pragmatismus der Leute war, dass ich zur Weihnachtszeit in der Straßenbahn Sternsängern begegnete, die an ihrem Stern, statt Heiligenbilder, Stalins Porträt klebten und anstelle der Jungfrau Maria, die Genossin Maria besangen.

Die Stadt war eine eigenartige Mischung aus Modernität und alter balkanischer Atmosphäre. Die großstädtische Ambiente der dreißiger Jahre, mit acht bis zehn geschossigen modernen Wohnhäusern, traf oft unmittelbar an verschlafenen Plätzchen, mit kleinen alten byzantinischen Kirchen und türkisch anmutenden Häuschen, und man hatte das Gefühl, dass hinter einer Ecke bald ein Eselsgespan auftauchen würde, getrieben von einem orientalisches gekleideten alten Mann, mit rotem Fez auf dem Kopf und zertretene Sandalen auf den Füßen. Der Eklektizismus des späten neunzehnten und frühen Zwanzigsten Jahrhunderts der das Straßenbild aller uns bekannten europäischen Großstädte prägte und zum Inbegriff des großstädtischen Flairs des Fin du Siècle wurde, hat Bukarest auch nicht verschont. Hier entfaltete er sich in seiner französischen Prägung, mit hohen Schieferdächern, runden Türmen an den Häuserecken und langen, mit Eisengeländern verzierten Balkonen, bemächtigte sich aber nur eines relativ kleinen Teils der Innenstadt. Er hatte nicht genügend Zeit sich auszubreiten, der Aufschwung kam spät nach Rumänien, und als nach dem Krieg, in den Zwanzigern und Dreißigern, als die intensive Bautätigkeit ihre volle Entfaltung erreichte, war die Moderne schon da. Die meisten rumänischen Architekten haben aus der Moderne zwei Merkmale verstanden: die Horizontalität der Fenster und die Farblosigkeit der Fassaden. Daraus ergaben sich die fielen große, weiße und graue Häuser, Block genannt, dessen Aussehen von der Begabung des jeweiligen Architekten (oder von dem für ihn schuftenden anonymen Studenten) abhing. Es gab auch einige Gelungene darunter.

In dieser Zeit hat man, nach dem Beispiel von Hausmann, mit strenger Hand Achsen, in Form von langen und breiten Boulevards in das lebendige Fleisch der Stadt geschlagen; die lange Nord-Süd Achse war eine moderne Ausgabe der klassischen Pariser Boulevards des neunzehnten Jahrhunderts, geschäftig, großzügig, verkehrsreich, beidseitig flankiert von zehngeschossigen Hochhäusern aus der Zwischenkriegszeit. In der Verlängerung nach Norden befand sich das eigentliche moderne und elegante Bukarest, mit breiten Chaussées, reichlich bepflanzte mit doppelten, manchmal vierfachen Baumreihen und Blumenbeeten mit dunkelroten Rosen, als Begleitung dieser Prachtstraßen auf ihrer voller Länge. Flankiert wurden sie von herrschaftlichen Villen und eleganten Zweifamilienhäusern, die sich über das ganze Viertel ausbreiteten. Den nördlichen Abschluss bildeten groß angelegte Parks und künstliche Seen. In einem dieser Häuser, wo die neue führende Klasse der Gesellschaft dabei war, die alte abzulösen, wohnte ich, als Untermieter der Familie Cova.

Die Ost-West-Achse entstand schon einige Jahrzehnte früher, und an der großen Kreuzung der Achsen, im Herzen der Stadt, stand die Universität. Und dicht daneben, nur von einer engen Gasse getrennt, die Hochschule für Architektur.

In Bukarest, wenn man sich auskannte und ein bisschen Zeit hatte, konnte man Vieles, vor allem aber essen. Die Rumänen sind Genießer. Sie lieben das Leben, sie lieben ihre (und anderer) Frauen, sie lieben die schönen Kleider, das Theater, die Oper, aber am meisten lieben sie das Essen. Man konnte überall und auf jedem Niveau essen. An Ständen boten Straßenverkäufer alles Mögliche an, die man im Gehen verzehren konnte – knusprige, frische Brezel, kühle Buttermilch mit frischen Brötchen, frisch, an Ort und Stelle gebackene Krapfen, in Öl gebratene Kartoffelchips, Joghurt, kalte Getränke aus gegorener Kleie, gekochte Maiskolben im Sommer und gebackene heiße Maronen im Winter. In offenen Auslagen mit Durchreiche zur Straße gab es andere, vielfältige, im Blätterteig gebackene Köstlichkeiten aus Hackfleisch oder Schafskäse, am Spieß gebratenes Fleisch und überall roch es betörend nach Rumäniens Nationalspeise - die Mititei. Sie waren kleine, mit Knoblauch reichlich versehene gegrillte Würstchen, den serbischen Cevapcici ähnlich, nur unvergleichlich saftiger und schmackhafter. Die Menschen rannten auf der Straße - damals bestand die Menschheit noch hauptsächlich aus Fußgängern – und jeder Zweite kaute an irgendetwas.

Das war die eine Form des Essens, tagsüber, so zwischendurch. Die Andere war die geregelte Form: „Wir gehen zum Essen aus“. Jeder ging mindestens einmal in der Woche, mit Familie, Freunden, Bekannten aus. Man konnte auf jedem Niveau essen, von den einfachsten Gasstätten bis zu den teureren Lokalen.

Die Krönung der kulinarischen Möglichkeiten waren die „Großen Restaurants“, die Tempel der hohen Kochkunst, die mit den besten Lokalen in Paris sich hätten messen können.

In diesem Alltagstrott meines jungen Studentenlebens gab es einige wenige Höhepunkte. Zum Beispiel, wenn mein Vater aus geschäftlichen Gründen nach Bukarest kam. Er wohnte im „Athénée Palace“, im besten Hotel in der Stadt und wir aßen abends zusammen. Das Restaurant des Hotels war ein, mit Glaskuppel überdeckter, großer quadratischer Innenraum, die Tische gedeckt mit eleganten schneeweißen Damasttüchern, mit Silberbesteck und schön geschliffenen, elegant geformten Gläsern. Ein Maitre d’Hôtel, der auch als Ballettmeister seinen Mann gestanden hätte, führte uns höflich tänzelnd zu unserem Tisch und unser Kellner, begleitet von seinem jungen Assistenten – ein Piccolo – bediente insgesamt vier Tische. Nicht mehr. Nicht nur die Ambiente, das Essen war auch köstlich. Leider nahm dieses Vergnügen nach dem ersten Jahr ein schnelles Ende. Da kam Vater nicht mehr nach Bukarest und wenn doch, nicht aus eigenem Antrieb.

Trotz aller Müdigkeit, war ich so oft ich konnte im Theater. Die Bukarester Theater hatten ein reichhaltiges Programm und das auf sehr hohem Niveau, die Eintrittspreise waren sogar für arme Studenten annehmbar. Im Rahmen meiner Möglichkeiten besuchte ich manche Konzerte, selbstverständlich die Sonntagvormittagsvorstellungen mit Studentenpreisen im prächtigen neoklassizistischen Konzertsaal von Bukarest. Die leichte Muse, die Varietés mit ihren Schlagersängern, Tanzmusik und Jazz lebten noch, sie führten eine scheinbar sichere Existenz,



man merkte kaum, dass ihre Tage gezählt waren. Mein Leben war abwechslungsreicher und reichhaltiger als in Temesvar, obwohl die Schule fast meine gesamte Freizeit in Anspruch nahm.

Während der Woche hatte ich praktisch keine freie Minute, der Sonntags gehörte mir, ich traf mich mit meinen neuen Freunden im Freien oder in einem Café, wir tratschten, erzählten, sangen, bauten Beziehungen auf. In dieser Zeit ergänzte ich mein, von Mutter erlerntes Repertoire mit französischen Studentenliedern.

Das öffentliche Nachtleben, alles was zur Unterhaltung der Jugend hätte dienen können, zog sich allmählich ins Private zurück. Dazu hatte ich keinen Zutritt, diesen Kreisen gehörte ich damals noch nicht. Später, als ich dazugehörte und Zutritt gehabt hätte, gab es keine private Sphäre mehr.

Wir waren von unserem Alltag so sehr in Anspruch genommen, dass es uns gar nicht auffiel, wie wenig wir von der Außenwelt wussten. Während des Krieges schnappte ich gierig nach jeder neuen Nachricht, ich saß mit einem Ohr am Radio und wusste alles über die nordafrikanische Wüste, über die Abruzzen, über Stalingrad und über die Kämpfe am Don. Ich vermerkte jede bombardierte deutsche Stadt in meinem Atlas, ich fieberte mit den alliierten Soldaten in der Normandie. Jetzt verlor das Ausland seine Bedeutung für mich, ich nahm das wichtigste Ereignis des Jahres, die Gründung des Staates Israel, nur am Rande wahr. Die führenden politischen Köpfe der westlichen Welt waren uns als Karikaturen oder in böswilligen Zeitungskommentaren präsentiert. Wir befanden uns mitten im Kalten Krieg und waren buchstäblich in eine aussichtslose, kleine Welt eingemauert. Ich hatte kein eigenes Radio und bei Joska wurde nur der staatliche Sender – Radio Bukarest – gehört. Wir nahmen die Welt außerhalb dieser Mauer nicht mehr wahr, eine riesige Glocke ließ sich über uns nieder, der so gut wie jeden Blick nach außen erstickte.

Ganz abgeschnitten waren wir doch nicht, es gab winzig kleine Löcher in der Mauer. Zu unserem Glück war die französische Intellektualität größtenteils kommunistisch und über sie öffnete sich für uns ein bescheidener Zugang zur westlichen Welt. Ihre Zeitschriften, wie die „Lettres Françaises“ ein literarisches Wochenblatt, viele Chansons, gesungen von Yves Montand, der auch kommunistisch galt, fanden ihren Weg nach Rumänien. Unter die sowjetischen Filme mischten sich als Lückenbüßer französische und italienische Produktionen, die bekannten Regisseure standen links, es war die Zeit des Neorealismus. Viel war das nicht, später wurde es noch weniger.

Es war nicht nur das Studium, mit seiner Zeit und Energie raubende, alles beanspruchende Gegenwart, es war auch das politische Umfeld, das sich Tag für Tag, ohne dass ich es merkte, von meinem Leben Besitz ergriff. Das System war nicht nur autoritär und herrschsüchtig, eifersüchtig war es auch: „Du sollst außer mir keine anderen Götter haben!“

Das erste Jahr ging langsam zu Ende, wir haben unser erstes großes Projekt abgeschlossen, die Prüfungen standen uns bevor. Wir wurden in fünf theoretischen Fächern geprüft, dafür hatten wir zwei Prüfungsperioden zur Verfügung – drei Wochen in Juni, drei Wochen in September. Die Prüfungen, die man in Juni nicht geschafft hat, konnte man in September wiederholen. Jeder hatte seinen eigenen taktischen Schlachtplan – wie viele Prüfungen im Sommer und wie viele im Herbst,

welche früher und welche später - dafür stellte man ganze wissenschaftliche Tabellen auf. Ich hatte solche Probleme nicht, ich war einfach zu faul um den Sommer mit büffeln zu verbringen, ich wollte alle Prüfungen in Juni ablegen, auf die Gefahr hin, dass meine Noten unterdurchschnittlich ausfallen würden, Hauptsache, ich komme durch. Die wichtigste Prüfung war Mathematik, verhasst bei allen Architekturstudenten, die für alles, was mit Zahlen oder exakten Wissenschaften zu tun hatte, nur Verachtung übrig hatten. Die statistische Durchfallquote lag bei 80-90 %. Wir hatten regelrecht Angst, Sudan, der Mathematikprofessor war das Schreckgespenst der ganzen Schule. Von den zwölf glücklichen aus den achtzig Kandidaten, die es doch schafften, war ich der Zwölfte. Es war eine besondere Meisterleistung, ich hatte einen mathematischen Beweis zu führen und hatte leider keine Ahnung wie. Nur Geistesgegenwart und Improvisation haben mich gerettet, während der Prüfung ist mir eine eigene, ziemlich originelle Beweisführung eingefallen und bin damit auf Umwegen, zum erwünschten Ergebnis gelangt.

Die Mathematik hatte auch eine poetische Seite, steckte voller Überraschungen und Anregungen, die mir früher nie aufgefallen sind. So erfuhr ich, dass alle Ellipsen sich über fünf Punkte definieren lassen, so auch der Kreis, der nichts anderes ist, als ein Sonderfall der Ellipse. Da aber bei diesem Sonderfall des Kreises alle Punkte sich zum gleichen Abstand vom Mittelpunkt befinden, es reicht, wenn man ihn über nur drei Punkte definiert. In der Wirklichkeit sind es eigentlich doch fünf - der Kreis ist ja ein Sonderfall der Ellipse - die zwei fehlenden, sind dieselben für alle Kreise dieser Welt und befinden sich im Unendlichen. Ich machte mir die Augen zu, und siehe da, ich sah das Unendliche, es war weiß, aber nicht so grell wie der frisch gefallene Schnee, eher leicht gräulich und mollig wie eine handgestrickte weiße Wolljacke. Dieses leicht dunstende, weiße, unendliche Etwas, war in der Mitte durch eine sehr dünne und sehr scharfe Linie durchzogen - das waren die Parallelen, die sich hier im Unendlichen, nach ihrem langen, langen Weg durchs Weltall, endlich trafen. Darüber hüpfen die zwei Punkte, sie spielten verrückt in ihrer maßlosen Freude darüber, dass sie die verloren geglaubten Punkte aller Kreise dieser Welt waren, die hier, im Unendlichen, in ihrer wahren Heimat, von niemandem entdeckt, sich sicher und verborgen fühlten. Dieses Bild hätte mich noch lange beschäftigt, es war ja betörend schön, wenn nicht andere, weniger abstrakte Dinge meine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätten.

Der Sommer fing dieses Jahr ziemlich früh an, es war Mitte Juni, die Mittagstemperatur lag schon über 35 Grad. Die Sommer konnten in Bukarest sehr heiß werden, die in ihrer Ungemütlichkeit nur von den kalten, windigen Wintern übertroffen wurden. Die letzte Prüfung war Architekturgeschichte und der Professor machte uns ein Angebot. Wenn wir bereit wären, morgens um sechs Uhr anzufangen, könnten wir uns die große Hitze des Tages ersparen.

So ergab es sich, dass ich an einem schönen Sommertag, um sieben Uhr in der Früh, mit allen fünf Prüfungen in der Tasche, Absolvent des ersten Studienjahres der Hochschule für Architektur war. Und nun dachte ich, die Ferien habe ich reichlich verdient, jetzt fahre ich nach Hause. Dachte ich, es war aber nicht so. Kurz vor der letzten Prüfung, hat uns die kommunistische Jugendorganisation aufgerufen, uns freiwillig an der Nationalbaustelle „Salva –Vișeu“ zu melden, um eine Eisenbahnlinie, für die neue, optimistische, rosige Zukunft des Vaterlandes zu bauen. Selbstverständlich freiwillig. Wir haben uns alle gemeldet, nachdem man uns ausführlich erklärte,

was die Partei von uns erwarte und was sie unter Freiwilligkeit verstand. Wir waren zur Teilnahme nicht verpflichtet, allerdings war die Hochschule auch nicht verpflichtet uns, unter allen Umständen, weiter zu unterrichten. Die einzige Ausnahme war mein Freund Zsiga, er war herzkrank und Parteimitglied obendrauf, was jeden Verdacht an einer vorgetäuschten Krankheit ausschloss. Er fuhr nach Hause, nach Arad, in seine wohlverdienten Ferien, wir fuhren, mit unserer zügellosen Begeisterung in der Brust, Rumäniens jüngste Eisenbahnlinie zu bauen. Die neue Linie diente dazu, Rumäniens nördlichste und entlegenste Provinz „Marmarosch“, mit dem übrigen Land zu verbinden. Sonst konnte man nur über Umwegen, auf staubigen, löchrigen Landstraßen hinlangen. Die Reise war lang, unbequem, man musste mehrfach umsteigen, bis wir endlich ankamen. Die Unterbringung erfolgte in nassen Holzbaracken, zweihundert Mann in einem Schlafsaal, das Essen war abwechslungsreich – bestand entweder aus großen Blöcken von gesalzenem Schafskäse oder aus großen Blöcken gepresster Marmelade. Mir schmeckten sie beide, es war nur schade, dass der Käse ein klein wenig verfault war.

Die Eingeborenen, Bauern aus den hohen Bergen der Umgebung, betrachteten uns mit der gleichen Neugierde, wie ich zum ersten Mal die Giraffen im Zoo. Sie wussten nicht, wer wir sind und was wir hier suchten; der letzte ihnen bekannte Repräsentant der Staatsmacht, war der im Jahre 1928 verstorbene König Ferdinand. Diese Leute wollten wir mit der Bahnlinie an uns binden und ich vermute, sie dachten, wir wären ein bisschen verrückt.

Die Arbeit war schwer, uns fehlten die Erfahrung und die Kondition. Um die Tagesnorm zu erfüllen, mussten wir eineinhalb Kubikmeter steiniger Erde ausheben und mit dem Karren abfahren. Die Fäulnis der Käse tat das ihrige dazu, und nach vier Tagen wurde ich krank - bettlägerig – wenigstens in den kurzen Pausen zwischen den Rennereien auf die Latrine.

Ich habe von dort aus eine einzige Postkarte, an meinem Freund Zsiga geschrieben, in der ich ihm beschrieb, wie gut es mir geht, wie schön hier alles sei, und das ich niemanden auf der ganzen Welt beneide. Außer ihm.

Nach einer Woche gaben sie auf und schickten mich, zusammen mit den übrigen Maroden, nach Hause.

Zu Hause war es wie immer, schön. Meine Eltern waren da, meine Freunde, meine Liebe. Der Druck aus dem Zeichensaal und der Prüfungsdruck waren wie weggeblasen, ich verfügte alleine über meine Zeit, ich war frei. Es war Sommer, ich konnte schwimmen, rudern, Rad fahren, ich war jung, die Welt war mein.

## Kapitel II

Schien so. 1948 war das Jahr der großen politischen Umstellungen. Im Frühjahr haben die Kommunisten die sozialdemokratische Partei aufgelöst – im offiziellen Sprachgebrauch hieß es "Vereinigung der Parteien" und gaben sich einen neuen Namen. Sie hießen nicht mehr kommunistische Partei, sondern Partei der Werktätigen, in die einige ehemalige Sozialdemokraten pro forma kooptiert wurden. An der Spitze der Partei standen nur Kommunisten, geteilt in zwei Gruppen - die wenigen, die den Krieg zu Hause, in rumänischen Gefängnissen überlebten und bei den Verhandlungen mit den Sowjets zum Separatfrieden vom 23. August dazugezogen wurden und diejenigen, die bis zum Ende des Krieges in sowjetischer Emigration ausharrten. Die Führung der Partei bildeten ursprünglich die Letzteren - darunter einige Juden, ein Ungar und ein Russe - zum Generalsekretär und damit zum obersten Chef, wurde trotzdem ein Rumäne gewählt, der die schlechten Zeiten zu Hause, im Gefängnis verbrachte - Genosse Gheorghiu - Dej. Diese Entscheidung war unüblich im Reich der Vasallen der Sowjets und erwies sich als entscheidend für die spätere Entwicklung des Landes.

Im Sommer erfolgte die Verstaatlichung der Wirtschaft. Vaters Geschäft wurde auch verstaatlicht, und um nicht als arbeitslos zu gelten, was damals unter Strafe stand, nahm er eine Stelle als Buchhalter bei einer Bank an. Sehr viel hat er dort nicht verdient, er hatte es eigentlich auch nicht nötig, er hat aus seinen vorherigen Geschäften einiges beiseitegelegt. Damals war er noch, für eine kurze Zeit, ein wohlhabender Mann. Jetzt war er entschlossen auszuwandern, jetzt hätte er auch alles dafür getan, es war aber zu spät, die Wege ins Ausland waren ihm versperrt.

Dann meldete sich eines Tages dieser nette, sympathische, junge Mann und schmiss uns, in seiner sympathischen Art, aus unserer Wohnung heraus. Da ich ihn kannte und irgendwann früher mit ihm gemeinsam für die Wohle der Arbeiterklasse kämpfte, bot er uns im Tausch eine hübsche Zweizimmerwohnung an, die mit unserer fast gleichwertig war. Sie lag weniger zentral und war nicht so ruhig, hatte aber den großen Vorteil, dass die Straßenbahn unmittelbar an unserem Haus vorbeifuhr und meine Mutter konnte die vollen Mülltüten auf die Dächer der Züge werfen, die damit ungewollt die Rolle der Müllabfuhr übernahmen. Damit haben wir viel Zeit und Energie gespart.

Wie lange dieser nette, sympathische, junge Mann unsere Wohnung behielt, ist mir nicht bekannt – sehr lange kann es aber nicht gewesen sein, da er Serbe war, und im Laufe des kommenden Jahres wir unsere Kontakte zu Tito und Jugoslawien abgebrochen haben, als wir plötzlich erfuhren, dass er, wie damals Trotzki auch, sich als ein blutrünstiger Tyrann, Henker und Verräter der Arbeiterklasse entlarvte. Schleierhaft, wie uns dieses Offensichtliche so lange Zeit entgehen konnte. Schon damals wurde uns allen klar, dass der historische Materialismus so gut wie alles voraussehen konnte, nur die Vergangenheit nicht.

Danach sahen wir ihn oft genug auf Plakaten an den Häuserwänden, mit gruseligem Gesichtsausdruck und mit einem, von Blut triefendem Beil in der Hand. Als logische Konsequenz davon wurden alle Serben aus der Partei ausgeschlossen, möglicherweise verloren sie gleichzeitig auch ihren Arbeitsplatz. Wenn sie Pech hatten, kamen sie ins Gefängnis.

Nein, so wirklich gut waren diese Zeiten nicht mehr, es gelang mir in den Sommerferien doch nicht, wie geplant, mich vollständig zu entspannen.

Als die Ferien zu Ende waren und ich mein Studentenleben in Bukarest im zweiten Jahr aufnahm, schien sich noch alles in den alten Bahnen zu bewegen. In diesem zweiten Studienjahr erreichten wir endlich den unangefochtenen Rang eines Architekturstudenten. Wir waren keine Sklaven des Herrn Lupu mehr, man hat uns auf Ateliers verteilt. Es war ein kompliziertes Verfahren, man konnte sich den Professor wählen, solange es in seinem Atelier noch freie Plätze gab.

Der Dekan und die Professoren waren alle, bis auf drei Ausnahmen, alte Männer, sie waren schon vor dem Krieg da, sie waren auch während des Krieges da, sie waren konservativ, nationalistisch und hassten die Kommunisten und die Juden.

Fünf Professoren waren Atelierleiter und versuchten uns den Beruf beizubringen. Ich war zu einem von ihnen, einem jungen, kommunistischer Idealisten, eingeteilt. Bezeichnend für die damalige Zeit und dafür welchen Seltenheitswert ein echter rumänischer kommunistischer Architekt hatte, war, dass mein Atelierleiter, Genosse Professor Badescu, in den fünf Jahren, solange ich bei ihm studierte, brachte vom kleinen, bescheidenen, jungen, sympathischen Architekten zum Dekan der Fakultät und danach sogar zum Minister für Architektur und Stadtentwicklung. Dann war er aber weder jung noch sympathisch. Ein Kollege von ihm, ein anderer "Idealist", wurde Chef-Architekt von Bukarest. So mündete ihr jugendlicher Idealismus in ihre politische Karriere. Die anderen, die den wichtigsten Abschnitt ihrer Karriere schon hinter sich hatten, wurden vom neuen Regime als Monumente übernommen.

Entwerfen war eine interessante Aufgabe. Die Professoren gaben ihre Vorstellungen ihren Studenten bei den wöchentlichen Korrekturen weiter und dadurch hatte jedes Atelier seine eigene Handschrift, seinen eigenen Stil. Die Professoren waren aber viel beschäftigte Männer, der eine plante das neue Opernhaus, der andere seine neue Karriere, daher kamen sie immer seltener in die Schule und die Korrektur übernahmen ihre Assistenten, die eigentlichen Gestalter unserer beruflichen Erziehung. In der Wirklichkeit aber erlernten wir unseren Beruf gar nicht, wir schauten ihn uns bei älteren Kollegen und aus Büchern und Zeitschriften in der Bibliothek ab. In der Bibliothek konnte man Zeitschriften und Büchern aus der ganzen Welt finden, sie bildeten die eigentliche Grundlage unserer Ausbildung. Einige ihrer Prachtstücke, berühmte Bücher der klassischen Architektur, waren die Werke von Vitruvius „De Architectura Libri Decem“ oder Leon Battista Albertis „De Re Aedificatoria“. Ohne unsere Bibliothek wären wir nicht an die für uns so nötige Informationen und Beispiele für die berufliche Bildung gekommen. Man eignet sich jeden technischen und jeden künstlerischen Beruf am besten an, wenn man ihn stiehlt - dazu war Architektur, mit ihrer doppelten, technischen und künstlerischen Basis, wie geschaffen. Nicht umsonst waren die Ateliers gemischt belegt, die Studenten aller Jahrgänge saßen, und arbeiteten nebeneinander; jeder sah zu, was der andere tat. Wir, die jüngeren, arbeiteten den Älteren zu und schauten bei ihnen verschiedene Techniken und Tricks ab, sie dagegen halfen uns bei der Lösung unserer Probleme.

Die Stegreifskizzen waren Tagesaufgaben. Man wurde in Einzelboxen morgens um acht, mit Proviant und vor allem genügend Zigaretten, eingesperrt, und man sollte bis abends um acht eine

Skizze, anhand eines, vom Professor erstellten Programms, ohne jeweiligem Kontakt zur Außenwelt, zeichnen. Wer früher fertig war, konnte früher gehen.

Die Winterferien verbrachte ich in Temesvar, und als ich zurückkam, wartete der Bukarester Winter auf mich. Es war bitterkalt, die meisten Häuser, so auch das, in dem wir wohnten, waren mit Öl geheizt. Wenn es Heizöl gab. Es gab aber keines und so gab es auch keine Heizung und kein Warmwasser. Da traf es sich gut, dass ich den ganzen Tag in der Schule verbrachte, da war es einigermaßen erträglich. Abends, als ich nach Hause kam, zog ich mir die Schuhe aus, meinen Wintermantel, meine Handschuhe und meine rumänische Pelzmütze an, zog das Bett weg von der Wand, die strahlte bittere Kälte aus, und legte mich zum Schlafen hin. Das ging so den ganzen Winter hindurch, es gab kein Heizöl mehr in diesem Jahr, die verstaatlichte sozialistische Wirtschaft zeigte ihre ersten Erfolge, der Kommunismus fing an zu wirken. Zum Glück für die Familie Cova, hatten sie eine Batterie mit Flaschengas, damit heizten sie wohl oder übel ihr Schlafzimmer, da Zsuzsi unlängst ihr Baby bekam, und man wollte das Kind doch nicht erfrieren lassen. Das Baby – hieß auch Andris – kam durch, ist heute ein ergrauter alter Architekt von sechzig Jahren. Mit dem Flaschengas erhielt ich warmes Wasser zum Rasieren. Waschen, wenn überhaupt, konnte man sich nur kalt.

Auch die Atmosphäre in der Schule wurde kälter. Das Land führte eine allgemeine Bildungsreform ein, die alle Lernstufen betraf, von der Grundschule bis zur Universität. Die akademischen Freiheiten und die Selbstständigkeit der Hochschulen wurden aufgehoben, man führte Anwesenheitspflicht ein, die Prüfungen, Projekte und sogar die Skizzen mussten zwingend innerhalb eines Jahres abgelegt werden, andernfalls hatte man das Studienjahr zu wiederholen.

Alle Studentenvereine wurden aufgelöst, man gründete eine einheitliche kommunistische Jugendorganisation, nach dem Vorbild des sowjetischen Komsomols, in der jeder rumänische Jugendliche zwischen vierzehn und achtundzwanzig - ausgenommen die Söhne und Töchter von Kapitalisten, Kulaken (Großbauern), Adeligen und ähnlichem menschlichen Schrott – Mitglied war. Wer nicht unangenehm auffiel, oder nicht umsichtig genug war, avancierte früher oder später, sozusagen automatisch, zum Parteimitglied. Die Anredeformen änderten sich auch, die Ausdrücke Herr, Frau, Fräulein verschwanden, man war Genosse oder Genossin. Das wichtigste Attribut, nach dem ein Mensch beurteilt wurde, das seinen beruflichen Werdegang, sein ganzes Leben, maßgeblich bestimmte, war die Abstammung. Wir kehrten in die Zeiten des Feudalismus, der Adelsgesellschaft, zurück. Die Gesellschaft wurde, aufgrund der Abstammung, in Klassen eingeteilt. An der Spitze standen die Söhne und Töchter von Arbeitern und Bauern, dann folgten Angestellte, Intellektuelle, Kleinbürger. Ganz am Ende der Skala befanden sich die Kinder der Bourgeoisie, von Großgrundbesitzern, reichen Bauern, Kriegsverbrechern. Als Krönung des Ganzen, über allen Wolken schwebend, standen die Kinder der Parteifunktionäre, sie bildeten eine Kaste für sich.

Bei der Aufnahme auf die Universitäten zählten von nun an weniger die Prüfungsnoten, als die soziale Abstammung des Bewerbers.

Die Studenten waren alle in der Jugendorganisation, die Parteimitglieder, ob Professor oder Student, in der Parteiorganisation. An der Spitze der Organisationen stand jeweils ein Sekretär. War es Zufall oder nicht, aber sowohl der Parteisekretär, wie auch der Sekretär der

Jugendorganisation, waren Juden. In dieser Zeit, als das Regime noch jung war und keine Zeit hatte sich das notwendige Personal selbst zu erziehen, musste es auf die Kommunisten und Sympathisanten aus der Illegalität zurückgreifen. Die alten Kommunisten in Rumänien gehörten überwiegend den nationalen Minderheiten an, für die Rumänen war der Kommunismus fremd. Wir waren nicht im Westen Europas mit ihrer organisierter Arbeiterschaft, wo die Intellektualität die Verwirklichung ihrer Zukunftsträume in den kommunistischen Idealen sah. Der rumänischen Intellektualität war der Kommunismus verhasst, und wenn sie träumte, dann eher mystisch-religiös und antisemitisch.

Unter diesen Minderheiten waren die Juden überrepräsentiert, da sie die Erfüllung ihres Traums von der Gleichberechtigung von den neuen Ideen des Kommunismus sich erhofften. Viele von ihnen stammten aus Nordsiebenbürgen, das während des Krieges zu Ungarn gehörte, haben ihre Familien verloren, und selbst als Kinder Auschwitz überlebt. Sie hofften auf Gerechtigkeit, sie forderten Rache. So einer war auch unser Parteisekretär, ein Student, zwei Jahrgänge über mir, der gefürchtetste Mann in der ganzen Schule. Er hatte die Macht jedem das Leben zur Hölle zu machen, bis auf Vernichtung seiner Karriere, was er zwar nicht sehr oft, aber manchmal doch tat. An seinem Unterarm war seine Nummer aus Auschwitz eintätowiert.

Dieser Zustand, in dem Juden führende Positionen innehatten, war nicht von Dauer, in dem Maße, in dem die rumänische Mehrheit die ihr gebührende Macht im Staat übernahm, wurden die Minderheiten allmählich verdrängt. Damit kehrte die Staatsmacht nach dem kurzlebigen, ungewöhnlichen Vertrauen zu den Juden, zum normalen, wohlbekannten, sozusagen vertrauten Antisemitismus zurück.

Es war ein langwieriger Prozess, die Verdrängung nahm sehr unterschiedliche Aspekte an - alle anderen Minderheiten, waren davon betroffen – und ihr endgültiger Erfolg stellte sich erst viele Jahre später ein, als die gesamte Bevölkerung über einen einzigen nationalistischen Kamm geschoren wurde.

Am Ende des Studienjahres wurde ich plötzlich krank. Zu meinem Glück brach die Krankheit erst, nachdem ich die letzte Prüfung abgelegt habe, aus, dann aber erwischte sie mich mit voller Wucht. Ich wusste nicht, was ich hatte, weiß es eigentlich noch immer nicht. Ich war von dauernden Kopfschmerzen gequält, hatte ständigen Brechreiz, habe mein Gleichgewichtsgefühl verloren und konnte mich nicht auf den Beinen halten. Keiner fand eine halbwegs akzeptable Diagnose. Mutter kam nach Bukarest, um mich zu pflegen. Das Einzige was ich essen konnte war Mutters Kartoffelbrei mit getoastetem Schwarzbrot - sie gehört noch immer zu meinen Lieblingsgerichten.

Als ich einigermaßen transportfähig wurde, nahm sie mit nach Hause, alleine hätte ich die Reise nicht überstanden. Zu Hause lag ich mit den gleichen Symptomen noch einige Wochen im Bett unter dem geöffneten Fenster, das Lesen fiel mir schwer, so stand ein Radio an der Fensterbank, spielte pausenlos die damals aktuellen, ziemlich einfältigen ungarischen Schlager und ich ergänzte damit mein Repertoire an leichter Unterhaltungsmusik. Eines Tages verschwand die Krankheit, genauso mysteriös, wie sie kam. Es war höchste Zeit, das vorgeschriebene Sommerpraktikum auf einer Baustelle anzutreten. Ich dachte, ich werde irgendeiner handwerklichen Tätigkeit nachgehen, da ich aber zu den wenigen gehörte, die auf dieser ziemlich

großen Baustelle, des Schreibens und Lesens mächtig war, hat mich der Bauleiter zu Büroarbeit eingeteilt. Die Baustelle war groß, wir bauten Kasernen für eine Grenztruppengarnison, ich war zuständig für den Bau der Kantine. Das Militär hatte Konjunktur, für andere Bauherren wurde kaum gebaut. Höchstens noch Kasernen für die Truppen der Staatssicherheit.

Damit war der Sommer, waren die Ferien fast zu Ende, der Schulanfang kam immer näher. Zu Hause hat sich nicht viel geändert, wir wohnten in der Zweizimmerwohnung an der Straßenbahn, Mutter machte den Haushalt, entsorgte den Müll und Vater ging seinem Beruf als Buchhalter bei der Bank nach.

Etwas hat sich aber doch geändert. Vater, der das Land nicht mehr verlassen konnte, hat sein gesamtes Vermögen in Dollar und Schweizer Franken gesteckt und ins Ausland überwiesen, oder Goldmünzen gekauft und sie irgendwo versteckt oder vergraben. Damit war er nicht alleine, mehrere der „Ehemaligen“, die noch etwas besaßen, haben sich zusammengetan um so viel aus ihrem Vermögen zu retten, wie möglich. Es war eine aussichtslose Situation. In den Augen der Partei, des Systems, waren diese Leute Feinde, Verbrecher, die ihre Vermögen auf unlauterem Weg, durch Ausbeutung ihrer Arbeiter und Angestellten und Spekulation zusammengeraubt haben. Dieses Vermögen stand ihnen gar nicht zu, es gehörte dem Volk. Andererseits, in den Augen der so verstaatlichten, ausgeraubten, gepeinigten und verängstigten Unternehmer war der Staat der Räuber, der seine Hände brutal in ihre Taschen steckte, um ihnen alles wegzunehmen, was sie im Laufe ihres ganzen Lebens erarbeiteten, und versuchten von ihrem Hab so viel zu retten, wie sie konnten. Das Ganze nannte sich Klassenkampf und wurde mit brutalen Methoden geführt. Der Hauptdarsteller in diesem Stück war immer wieder das viel zitierte Volk, in dessen Namen das alles geschah, das Volk, dem im Laufe der Jahrhunderte, Ungerechtigkeit widerfahren war. Diese musste für das Volk und in Namen des Volkes, die Partei mit seinen Funktionären, in Gerechtigkeit umwandeln, auf Kosten derer, die dem Volk so lange übel mitgespielt haben – die Ausbeuter. Am Anfang war man mit seinen eigenen Problemen, mit seiner eigener Angst so intensiv beschäftigt, dass man weder Zeit, noch Lust hatte, nachzufragen, wer eigentlich dieses Volk, von dem man ständig und überall sprach, sei? Was sagt es dazu, was man in seinem Namen so treibt? Mit der Zeit wurde vergessen, dass man den Kopf je darüber zerbrach, man wurde vom neuen, sozialistischen Sprachgebrauch, mit allen seinen absurden Formulierungen, so eingelullt, dass man alle seine Behauptungen und Grundwahrheiten ohne viel nachzudenken als gottgegeben akzeptierte, wie seinerzeit die Gläubigen mit den "Wahrheiten" ihrer Kirche taten. Man hat unsere Sprache und unser Denken pervertiert und die meisten merkten es nicht. Nach vielen Jahren hat man sich so an diese Sprache gewöhnt, dass man ihre Absurditäten nicht mehr wahrnahm, man ließ sie einfach dahinplätschern, ohne sie ernst zu nehmen. Umso mehr wunderte es mich, als ich fast ein ganzes Menschenalter später in Deutschland, in meiner neuen Heimat, sie aus dem Munde der sogenannten linken Intellektualität erneut hörte, die sie es sogar freiwillig, ohne jeden äußeren Zwang benutzte und sogar ernst nahm.

Vater war für diese Sprache immun, er stand in diesem Kampf der Klassen auf der anderen Seite der Barrikade, er war der Bösewicht, der dem armen Volk die vielen Ungeheuerlichkeiten antat. Er hatte Angst, man wird ihn eines Tages dafür zur Rechenschaft ziehen, einsperren und ausrauben. Er wurde nervös und verbrachte die kommenden Monate und Jahre damit, auf das Unvermeidliche zu warten. Es war eine nervenaufreibende lange Warterei, da sich das in



Entstehung befindliche Regime viel Zeit liess, es hatte damals andere Prioritäten als meinen Vater.

Kurz vor Ferienende erhielt ich einen Brief von Joska aus Bukarest. Es tut ihm wirklich leid, es war so schön mit mir, aber sie hatten einen Rohrbruch im Haus, der Keller sei überflutet, das Dienstmädchen musste ihr Zimmer räumen und hätte keine andere Ausweichmöglichkeit als mein Zimmer. Also bittet er mich, mir eine andere Bleibe zu suchen, das Zimmer steht mir leider nicht mehr zur Verfügung.

So spiegelten sich im kleinen, sozusagen familiären Kreis, die großen gesellschaftlichen Veränderungen der Zeit modellhaft wieder; in der breiten Krone des Baumes der in Aufbruch sich befindlichen rumänischen Gesellschaft saß Joska auf dem aufsteigenden, Vater auf dem absteigenden Ast. Er hat den Höhepunkt seiner Karriere erreicht, als einziger Grafiker im Lande der schon in der Illegalität Parteimitglied war, wurde er zu einer bedeutenden Persönlichkeit, Vorsitzender hier, Präsident dort, der auf die sich sowieso versiegende Geldquelle meines Vaters, nicht mehr angewiesen war.

So stand ich, etwa zehn Tage vor Unterrichtsbeginn, ohne Wohnung da. In dieser Misere wurde ich von meinem Studienkollegen und Freund Hansi Groß, als Mitbewohner aufgenommen. Hansis Vater war auch Architekt, wohnte mit seiner zweiten Frau und seinem Sohn Hansi aus der ersten Ehe in einer Dreizimmerwohnung, in dem zweitschönsten Villenviertel von Bukarest, stammte aus einer Kleinstadt im Banat, sprach fließend Deutsch und Ungarisch, beharrte aber hauptsächlich auf sein unnachahmliches, eigenartiges Rumänisch. In Hansis Zimmer standen zwei Betten, ich bewohnte das Zweite mit Vollpension. Das Zusammenwohnen fiel uns nicht besonders schwer, da uns eine enge Freundschaft verband. So verabschiedete ich mich von der Familie Cova und stieg in die Familie Groß ein. In der neuen Umgebung fühlte ich mich sehr wohl, Hansi war ein guter Freund und seine Eltern waren sehr anständig zu mir.

Vater war, wie gesagt, gegenüber dieser neuen Sprache der neuen Welt, mit seinen neuen Wahrheiten, immun. Ich nicht. Ich bin in dieser Welt groß geworden, ich habe an sie geglaubt, ich fand es normal, sozusagen gottgegeben, dass die Geschichte der Menschheit die Geschichte der Klassenkämpfe war und die Zukunft zwangsweise dem Proletariat gehörte. Was mich anfangs dabei störte, war der Alltag, der mit meiner Theorie nicht übereinstimmen wollte. Inzwischen war ich aber schon längst dabei zu entdecken, dass dies nicht am falschen Alltag lag, sondern an der Theorie selbst etwas nicht stimmte und dass, früher oder später, dieser ganze humanistische Hokusfokus zwangsweise in Unterdrückung und Diktatur münden musste.

Die Kommunisten lösten tatsächlich die Judenfrage so, wie sie alle Fragen dieser Welt lösten, die nicht in ihre Ideologie passten – sie sprachen nicht darüber, sie existierte nicht für sie. Man hat den Mord an den Juden nicht bezweifelt oder gar geleugnet, man sprach nur nicht davon. Die deutschen Faschisten – es gab in ihrem Sprachgebrauch keine Nazis, diese Bezeichnung erinnerte allzu sehr an deren antisemitischen Charakter und an ihren obersten Auftrag - den Judenmord; der Oberbegriff war Faschist, das Feindbild der Kommunisten schlechthin und die Nazis waren lediglich eine Unterabteilung davon. Der Antikommunismus war einer der auffälligsten gemeinsamen Merkmale aller Faschisten – genauso wie sich der Kommunismus sich als "antifaschistisch" charakterisierte. Diese Faschisten haben viele Menschen ermordet, vor

allem die heldenhaften Kommunisten, aber unter ihren Opfern befanden sich auch viele nationale Minderheiten, wie Juden, Polen, Ukrainer und andere. Das größte Opfer und Verlust am Menschenleben brachte die Sowjetunion. Was ja auch stimmte. So hat man uns nicht nur unserer Gegenwart beraubt, sondern auch unserer Vergangenheit, unserer Trauer und Schmerz.

Man nahm uns, man nahm mich, nicht als Juden wahr, man ließ mich glauben, sie hätten die Judenfrage schon gelöst, und brachten mich soweit, dass ich selbst immer weniger an meine Vergangenheit dachte. Das passte sehr gut in die allgemeine Religionsfeindlichkeit der Kommunisten; als Volk existierten in ihren Augen die Juden nicht, und als Religion sollten sie nicht existieren. Was die anderen über mich dachten, wusste ich nicht, sie haben es mir nie gesagt. Sie wagten es nicht zu sagen, sie wagten nichts zu sagen, was dem Regime womöglich missfiel. So wurden alle Probleme, alle Gefühle, alle Vorurteile, alle Unzufriedenheiten und der Hass der Menschen tief in das Gefängnis ihrer Seele eingekerkert, wo sie vierzig Jahre lang ihren Winterschlaf hielten, bis sie eines Tages mit elementarer Gewalt an die Oberfläche traten, wo sie schlagartig explodierten.